

Halle'sche Zeitung

Landeszeitung für die Provinz Sachsen und die angrenzenden Staaten.

Redaktion und Expedition Halle, Schulzeckstrasse 87.

Halle a. S., Montag 1. März 1897.

Gerlicher Bureau: Schulzeckstrasse 89.

Bestellungen

für den Monat März

auf die „Halle'sche Zeitung, Landeszeitung für die Provinz Sachsen“ nehmen sämtliche Postanstalten zum Preise von 1 Mark entgegen, für Halle und Giebichenstein die unterzeichnete Expedition zum Preise von 85 Pf.

Expedition der „Halle'schen Zeitung“

Landeszeitung für die Provinz Sachsen.

Halle a. S.

Die orientalische Frage.

Ein leitender Stelle beschäftigt sich die „Nordb. Allg. Z.“ mit der Bewegung im Orient und kommt dabei zu sehr bedauerlichen Schlüssen. Sie weist darauf hin, daß es sich schon lange nicht mehr um religiöse, sondern um nationale Bestrebungen handle, wie es sich gerade jetzt zeige, und daß es daher keinen Sinn habe, im Namen der „Christenheit“ ein Europa zu appellieren. „Das Verlangen nach einer freieren wirtschaftlichen Entwicklung und nationales Machtstreben bilden im letzten Grunde den bewegenden Drang bei allen Neuerungsversuchen, die das türkische Reich in Europa und Kleinasien beunruhigen. Die nationalen Ansprüche aber geben bei allen hier in Betracht kommenden Völkern weit über das Maß hinaus, was auch nach Beilegung der türkischen Verhältnisse einer jeden ihrer historischen Berechtigungen gemäß genommen würde. Europa und Asien haben niemals zu Griechenland gehört, in Maccedonien bilden die Hellenen eine kleine Minderheit der Bevölkerung, in Asien aber hält man es für ein Zeichen großer politischer Selbstbestimmung, wenn man, wenigstens für morgen und übermorgen, noch auf die Herrschaft über den Bosporus Verzicht leisten will. Sollten die Ansprüche der Bulgaren in Maccedonien befriedigt werden, so müßte das Serbenthum außerhalb der Grenzen des heutigen Königreiches völlig ausgesetzt oder wenigstens den Bulgaren unterworfen werden. Ja, es ist die Frage, ob sich das bulgarische Volk, das gegenwärtig aus guten Gründen sich zur Ruhe bequemt, unter allen Umständen damit zufrieden geben würde. Ein Aufbruch der türkischen Herrschaft würde einen Vernichtungskrieg aller gegen alle entzünden, welchem die an den wirtschaftlichen und nationalen Verhältnissen der Balkanhalbinsel näher interessierten Großstaaten unmöglich mit verdrängten Armen zusehen könnten. Dabei ist nicht zu vergessen, daß Konstantinopel immer ein Problem für sich habe, die ethnologische Zusammensetzung der Bevölkerung für ganz eine Nation eine fast überwiegende Mehrheit ergibt. Unter den 874 000 Einwohnern der türkischen Reichshauptstadt zählt man 885 000 Befehrer des Islams, die man politisch getrennt als Armen bezeichnen kann, jedoch 153 000 Griechen, 150 000 Türken, 129 000 Fremde verschiedener Nationalität. Kein Völkchen vermag in diesem Völkergemisch den Anstoß zu einer Entwicklung zu entdecken, die aus den Balkanvölkern heraus eine Macht gestalten würde, stark genug, um Ordnung zu schaffen und die widerstreitenden Elemente zum Frieden zu bringen. Da bleibt eben, wenn ein europäischer Krieg vermieden werden soll, nichts übrig, als eine Politik, die im Prinzip an der Aufrechterhaltung der türkischen Herrschaft festhält, aber sich bemüht, den ökonomischen Aspirationen und den Kulturbedürfnissen der unter dem Halbmond vereinigten Völker so viel Befriedigung zu verschaffen, als möglich ist, um eine Verärgerung der zentralen Tendenzen aufzuhalten. Die Lage auf Areta hat sich inzwischen noch immer nicht geändert. Es liegen vom Sonntag folgende telegraphische Meldungen vor: Athen, 28. Febr. Die Kollisionsnote der Großmacht ist bisher noch nicht überreicht worden. Es verläutelt nicht, daß dies am Montag geschehen soll. Ueber die Absichten des Kaisers Georg befindet man sich noch immer völlig im Unklaren. Man glaubt, daß infolge der Deutschen, welche gestern Abend aus London und Paris bei der Regierung eingelangt sind, der König wieder widerstandsfähiger geworden ist; jedenfalls wird derselbe die Note der Mächte nicht sofort beantwortet. Athen, 28. Februar. Ein Telegramm der „Athen. Ztg.“ aus Randia meldet, die innere Krise sei überall, mit Ausnahme des Bezirkes von Selino, von griechischen Truppen oder der griechische Besatzung annehmenen Vänden besetzt. In Candia, das durch zahlreiche Vänden unter dem Befehl eines griechischen Artillerie-Obersten eingeschlossen ist, ist die Lage der osmanischen Besatzung sehr traurig. Der Land in Candia liegen drei Kriegsschiffe. Geiern fand wiederum ein Völkervergleich statt. Heute ist es ruhig. Frankfurt, 28. Febr. Die „Frankf. Ztg.“ meldet aus Rom: Der Minister der Äußeren Angelegenheiten hat dem Kaiser gegenüber, der Sultan werde in zwei bis drei Tagen ein Trade erklären, wodurch Asien Autonomie ge-

währt werde. Unter den Türken herrscht große Begeisterung für Kaiser Wilhelm und über die Haltung des Berliner Kabinetts. In mehreren Blättern sind während der letzten Feiertagegebote Fürbitten für das Wohl des deutschen Kaisers erfolgt. Konstantinopel, 28. Februar. Die hier beglaubigten Posthalter bringen aus einem Kabinettswechsel und befehlen darauf, daß Djedid Pasha zum Großvezir ernannt werde. Paris, 28. Februar. Von offizieller deutscher Seite wird die Meldung demontiert, wonach Prinz Georg beabsichtige, das Ultimatum der Mächte anzunehmen. Athen, 28. Februar. Dem deutschen Kriegsgefangenen „Kaiserin Augusta“ ist in Sina die Einnahme von Kopien vorgeeignet worden. Athen, 28. Februar. Was in Athen von heute Nachmittag 2 Uhr 40 Min. an, hat in derselben Zeit 2 Uhr 40 Min. zwischen Athen und Aufständischen, welche letztere von dem Führer Korakas befehligt waren, stattgefunden. Die Christen wurden zurückgeschlagen, die Türken behaupteten ihre Stellungen. Von Nachmittag 3 Uhr 40 Min. wird aus Athen gemeldet, daß die Aufständischen in der Gegend von der Kirche eingeschlossen und letzten Freitag mehreren Tausend Mangel an Lebensmitteln. Als heute die Türken unter Bezeichnung von Nigams Kana vertrieben, um den eingeschlossenen Lebensmitteln zu bringen, entpand sich ein Kampf, in dem einige Türken und Nigams getötet wurden. Eine türkische Fregatte gab auf die Aufständischen nicht den geringsten Schuß, aber bei Orientierung der fremden Schiffe das Feuer ein. Die Türken mit den Lebensmitteln mußten sich zurückziehen. Die Orthodoxen in Malakia und Perouza sind von Mahdjischofa in Brand gesteckt worden. Athen, 28. Februar. Die „Athenische Zeitung“ meldet aus Athen: Unter den freischien Flüchtlingen im Piräus sind die Hellenen ziemlich häufig eingeschlossen. Wien, 28. Februar. Das „Völkchenblatt“ schreibt: Durch Beharren der bisherigen verhängnisvollen falschen Politik würde Griechenland zu den begangenen Fehlern einen neuen hinzufügen. Was Ausdruck der Leidenschaft war, müßte hinfort als zielloses Eigeninteresse erscheinen. Europa will Griechenland nicht denütigen; aber bei Orientierung eine Demütigung Europas verurteilt. König Georg braucht durchaus nicht abzuweichen; aus das Land darf nicht ab, sondern beide sigen sich dem Willen Europas, welches seine beabsichtigte Normalisation gegen die Türkei nicht durch die griechische Separation beizien lassen darf. Griechenland kann sich mit Griechenland, das Recht einer besseren Zukunft entgegensteht.

Deutsches Reich.

* Die Verhimmeln über die Auftrage des Kaisers beim Dier des brandenburgischen Provinziallandtags sind noch verhältnismäßig gering an Zahl, noch geringer aber an Bedeutung. Es genügt, wenn wir hervorheben, daß das „Berl. Tagbl.“ den Kaiser daran erinnert, daß es im Kampfe gegen die Sozialdemokratie sich natürlich nur um die bisherigen gesetzlichen Mittel handeln könne, daß ferner die „Völkzeitg.“ den Kampf gegen die Agrarierthum für viel wichtiger hält, als den gegen die Sozialdemokratie, und daß Herr von Baumgarten in der „Zeit“ eine Vorlesung halten zu dürfen glaubt über das, was der Kaiser eigentlich als sein Lebensziel zu betrachten habe. Er spricht dabei in seiner kurzgefaßten Weise von „Zertrümmern der Arbeiterbewegung“, die der Kaiser „zerdrücken“ wolle. Von Arbeiterbewegung stand doch in der ganzen Rede des Kaisers kein Wort. Es ist für unleserliche Schrifttum Naumanns und seiner Genossen, Arbeiterbewegung und Umsturzbestrebung gleichzusetzen. Mit dieser Gleichsetzung verführe sie sich am allermeisten an den Arbeitern. Am liebsten wird hier und da der Verlich gemacht, einzelne Worte herauszureißen und unter besondere Bedeutung zu stellen. Dazu bemerkt mit vollem Recht die „A. Tagss.“: „Wir möchten uns gegen eine solche Behandlung dieser Kaiserworte erklären. Es tragen und das Wort des Kaisers in der barkeit und werden vielleicht anders gelaunt haben, wenn sie vorher in Einzelnen ausgearbeitet worden wären. Deshalb soll man an diesen Kaiserworten nicht denken, sondern sich, wenn man aus hier und da einen anderen Klang und ein anderes Wort gewinnend hätte, an ihre Fälschung und ihre Kraft freuen.“ * Die Feier der hiesigen Gedenktage des Geheimen Medizinalrathes Professore Dr. von Camarath und seiner Gemahlin, geborenen Prinzessin Henriette zu Schleswig-Holstein, begann Sonntag früh 8 Uhr mit einer Morgenmusik einer Infanterie, einer Matrosen- und einer Seebatalionskapelle. Von 11 Uhr ab fand im Hause des Jubelpaars Empfang statt, zur Regalitätsfeier erschienen unter vielen anderen eine Deputation der Universität und die Epigen der Behörden; zahlreiche Diners sind seit früher Morgenstunde eingelaufen, darunter eine von dem Kaiser und der Kaiserin, ferner von der Kaiserin Friedrich, dem Erbprinzen von Hohenzollern, dem Erbprinzen und der Erbprinzeßin von Meiningen, dem Großherzog von Mecklenburg-Schwerin, dem Großherzog von Oldenburg und vielen anderen hohen Herrschaften, sowie von Berufsfolger des In- und Auslandes. Die Geburtskinder des Prof. v. Camarath, Feonning, sandte ein Glückwunschtelegramm und die Ernennung des Prof. v. Camarath zum Ehrenbürger. Zahlreiche Geschenke und Blumenpenden trafen während des ganzen Tages ein. Um 5 Uhr fand die feierliche Trauung des Jubelpaars in der Nikolaikirche statt. Beim Betreten der Kirche sangt zur Seite der Prinzessin Henriette Prinz Albert zu Schleswig-Holstein, dann folgten die Familienangehörigen. In der Predigt betonte der Probst Weder das gegenseitige Wirken des großen Gelehrten im Dienste der Menscheneinheitlichkeit und wies die Frau aus fürstlichem Geschlecht, welche mit warmem Herzen und wohlthätigen Bestrebungen an der Beschäftigung des Gemaltes theilgenommen. Am dem Diner, welches Abends 6 Uhr stattfand und zu welchem zahlreiche Einladungen ergegangen waren, nahmen unter Anderem theil Prinz und Prinzessin Heinrich von Preußen, Herzog und Herzogin Friedrich Wilhelm und Prinz Albert zu Holstein, Herzog Friedrich Wilhelm von Mecklenburg, die Wittibschlo Schleswig-Holstein und die in Aret anwesenden Fürstin. Dem Diner folgte eine Preisvertheilung und Ball. * Bei dem Reichskanzler Fürsten zu Stolzenlo-

schillingfürst findet am 4. März ein parlamentarischer Abend statt, zu dem zahlreiche Mitglieder des Reichstags und beider Häuser des Landtags eingeladen sind. * Der Abgeordnete Graf Wirbach, welcher sich zu den Verhandlungen des sächsischen Provinzial-Landtages nach Königsberg begeben hatte, ist in Sorauitten an einer lähmenden rheumatischen Affektion erkrankt, welche ihn wahrscheinlich längere Zeit, eine längere Kur zu gebühren. * Die am Sonnabend dem Reichstag zugegangene Novelle zum Invaliditäts- und Altersversicherungsgesetz bringt gegenüber dem jetzigen Abzustand zwei Neuerungen von wesentlicher Tragweite, nämlich eine anderweitige Bemessung der Renten und eine Veränderung des Rentenvertheilungs-Verfahrens. * Der Vorstand des Vereins der Holzfabrikanten des Deutschen Reiches hat an den Reichstag das Gesuchen gerichtet, einen Antrag zu § 65 des Zuckersteuergesetzes, lautend: Für die im Kontinent überföhrten Fabrike mit nach Schluß des Betriebsjahres der Steuerzuschlag um denjenigen Betrag im Verhältnis der Ueberlieferung des Rontingens vermindert, welcher dem Aufwandsaufwand auf die nicht erreichten Rontingentheile der übrigen Fabrike gleichkommt, sowie einen Antrag zu § 75 des Zuckersteuergesetzes, lautend: Das bei eingeleiteten Fabrike für das Betriebsjahr 1896/97 zugetheilte Rontingent darf bei den patären Kontingentumit nicht verringert werden, beschließen zu wollen. * Der preussische Minister für Landwirtschaft hat neuerdings die Ausfuhr von Widderlämmern und Schweinen aus geperrten Gebieten und Jonen zum Zwecke der Abhaltung gemäß § 59 der Bundesrats-Vermittelung zum Reichs-Viehsteuergesetz gestattet, wenn der Besitzer die Seuchenfreiheit der auszuföhrten Thiere durch eine von ihm bezahlte thierärztliche Bescheinigung nachweist. Die thierärztliche Untersuchung hat kurz vor der Ausfuhr der Thiere zu geschehen. * Am Konstantinopel sind demnach ein großer Personalwechsel erfolgt; vornehmlich werden die jetzt untergebenen Generalkonsuln in Wien und die Konsulate zu Manila, Serateno und Tokio. * -scheidet es, daß die Ernennungen für die neu im Etat vorgesehene Konsulate zu Pigo und zu Kotoran am Don zugleich nicht erfolgen werden. Wahrscheinlich wird auch die deutsche Stelle bei der sächsischen Seuchenkommission dabei mit bezeugt werden. * Am Monat Januar h. J. haben 387 Schiffe (gegen 391 Schiffe im Januar 1896) mit einer Netto-Raumgehalt von 108 011 Registertonnen (1896: 53 113 Registertonnen) den Kaiser Wilhelm-Kanal benutzt und nach Abzug des auf die Kanalabgabe in Anrechnung zu bringenden Elbstollgeldes an Gebühren 56 995 RM. (1896: 87 157 RM.) entrichtet.

König-Ball bei Hofe.

Berlin, 27. Febr. Wohl selten hat der Reichstag des hiesigen königlichen Schloßes eine so glänzende und farbenprächtige Gesellschaft aufgenommen als am heutigen Abend, gleichzeitig des von den Majestäten gegebenen Kollim-Balles, der ursprünglich am Mittwoch stattfinden sollte, dann aber auf den heutigen 16-jährigen Hochzeitstag des Kaiserpaars verlegt wurde. Den Hauptplätzen des glanz- und prunkvollen Abends gab der Reichstag ab. Ein buntes Gesehenswürdiges Bild entrollt sich in fremden Schöne des elektrischen Lichtes spindeln seinen stolzen weissen Wänden, ein Bild von historischer Größe, das von stolzen Leben und Bewegung, wie es der herrliche Saal, in welchem sich schon mondt beduhtermer geschichtlicher und feierlicher Welt abgepielt, kaum je zuvor gesehen. Kurz vor 9 Uhr wurde das Zeichen des Abens des mächtigen Raums mit den Glöckchen, deren Zahl sich im Ganzen auf 450 belief. Neben dem Thronabstand, um dessen rothen Sammetstufen vier Leuchtpolster in ihren roten, goldbordierten Köden Aufstellung genommen, saßen sich zu beiden Seiten Stuhlreihen entlang, gegenüber waren sieben Saitenpaare aufgestellt, mit Schönen besetzt. In der Diplomatenloge sah man die Frau Prinzessin Friedrich stahl und die Frau Herzogin Welfen, die Mutter der Kaiserin, sowie Fürstinnen in modernen Kostümen, neben ihnen die drei jüngsten Söhne des Kaiserpaars, die Prinzen Waldemar, August Wilhelm und Oskar, in schmalen, weissen Matrosentrachten. Die Tische hatten die Garde-Föhrer unter Hauptleuten Prof. v. Camarath's Leitung, sowie die Garde-Kürassiere gestellt. Die feineren Stellenlogen waren von Hofdamen und einigen höheren Beamten besetzt, sowie von wenigen Schiffsrellern und Matrosen. Kurz vor 9 Uhr wurde das Zeichen des Abens des mächtigen Raums mit den Glöckchen, deren Zahl sich im Ganzen auf 450 belief. Neben dem Thronabstand, um dessen rothen Sammetstufen vier Leuchtpolster in ihren roten, goldbordierten Köden Aufstellung genommen, saßen sich zu beiden Seiten Stuhlreihen entlang, gegenüber waren sieben Saitenpaare aufgestellt, mit Schönen besetzt. In der Diplomatenloge sah man die Frau Prinzessin Friedrich stahl und die Frau Herzogin Welfen, die Mutter der Kaiserin, sowie Fürstinnen in modernen Kostümen, neben ihnen die drei jüngsten Söhne des Kaiserpaars, die Prinzen Waldemar, August Wilhelm und Oskar, in schmalen, weissen Matrosentrachten. Die Tische hatten die Garde-Föhrer unter Hauptleuten Prof. v. Camarath's Leitung, sowie die Garde-Kürassiere gestellt. Die feineren Stellenlogen waren von Hofdamen und einigen höheren Beamten besetzt, sowie von wenigen Schiffsrellern und Matrosen. Kurz vor 9 Uhr wurde das Zeichen des Abens des mächtigen Raums mit den Glöckchen, deren Zahl sich im Ganzen auf 450 belief. Neben dem Thronabstand, um dessen rothen Sammetstufen vier Leuchtpolster in ihren roten, goldbordierten Köden Aufstellung genommen, saßen sich zu beiden Seiten Stuhlreihen entlang, gegenüber waren sieben Saitenpaare aufgestellt, mit Schönen besetzt. In der Diplomatenloge sah man die Frau Prinzessin Friedrich stahl und die Frau Herzogin Welfen, die Mutter der Kaiserin, sowie Fürstinnen in modernen Kostümen, neben ihnen die drei jüngsten Söhne des Kaiserpaars, die Prinzen Waldemar, August Wilhelm und Oskar, in schmalen, weissen Matrosentrachten. Die Tische hatten die Garde-Föhrer unter Hauptleuten Prof. v. Camarath's Leitung, sowie die Garde-Kürassiere gestellt. Die feineren Stellenlogen waren von Hofdamen und einigen höheren Beamten besetzt, sowie von wenigen Schiffsrellern und Matrosen.



[Nachdruck verboten.]

Das Geheimniß von St. Wingate.

20) Roman von Ludwig Freiherr von Poſſl.

Drittes Kapitel.

Haus Harcourt.

Ein Jahr war feit dieſen Ereigniſſen verfloſſen.

Dr. William Hurts war nach London übergeſiedelt. Seinen raſtloſen Bemühungen war es gelungen, ſich bald eine ausgebreitete Praxis zu ſichern. Das Glück, das ihn in St. Wingate verlaſſen hatte, lächelte ihm wieder.

In St. Wingate war Alles ſo ziemlich beim Alten geblieben. Das einzige Ereigniß, welches dem Stadtklatſche wieder für einige Tage reichlich Nahrung bot, war, daß Lady Bella Wilford einem Kinde das Leben geſchenkt hatte, welches jedoch bald nach der Geburt geſtorben war. Die Trauer der jungen Mutter um dieſen Verluſt währte nur kurze Zeit, dann zeigte ſich die lebensluſtige Dame wieder in der Geſellſchaft. Die Praxis des Dr. Wilford hatte ſich ſo vergrößert, daß er ſich gezwungen ſah, einen Aſſiſtenten aufzunehmen.

Im Palais des Baronets Harcourt lag Lady Eliſa; an ihrem Bette ſtand eine prachtvolle Wiege, in welcher ein Knäbchen ſchlummerte.

Lady Harcourt war, ihrem Gelübniſſe getreu, ihrem Gatten eine liebende, ſorgſame Frau und Emmy eine zärtliche zweite Mutter geworden.

Leider wurde das Glück, welches der Baronet in ſeiner zweiten Ehe gefunden hatte, durch einen gefährlichen Feind erſtlich getrübt.

Die Gicht hatte ſich wieder ſtärker als je zuvor bei ihm eingeſtellt und der dieſmalige Anfall ließ Gefahr für ſein Leben befürchten.

Der Erbe des Hauſes Harcourt hatte vor einer Woche das Licht der Welt erblickt. An ſeiner Wiege ſaß ſeine Schweiſter Emmy, die ſich gar nicht ſatt an dem herzigen Brüderchen ſehen konnte.

„Wie wird denn mein Brüderchen heißen, Mama?“ fragte Emmy neugierig.

„Natürlich Frank, wie Papa.“

„Papa ſagte mir aber,“ wendete Emmy ein, „daß der Erbe von Harcourt ſchon ſeit unendlicher Zeit John genannt wird.“

„Wenn es Dich ſo ſehr intereſſirt, Emmy, ſo kannſt Du ja Papa fragen.“

„Ich wage es nicht, Mama, denn Papa befindet ſich heute ſchlechter.“

„Schlechter?“ wiederholte die Lady beſorgt und richtete ſich in den Kiſſen auf.

Die im Zimmer anweſende Wärterin gab Emmy einen Wink, den die Kleine verſtand, denn ſie ſchwieg ſofort.

Lady Harcourt wendete ſich nun um Aukunft über das Befinden ihres Gemahls an die Wärterin.

„Mylord befindet ſich heute entſchieden beſſer,“ gab die Wärterin Beſcheid; „weil aber Mylord mehr Schmerzen hatte, ſo glaubte Lady Emmy, daß eine Verſchlimmerung eingetreten ſei.“

Die Wärterin, welche von dem wahren Zuſtande des Baronet unterrichtet war, befürchtete die Folgen, welche eine genaue Aukunft für ihre Patientin haben müßte. Sie war daher bemüht, zunächſt dafür zu ſorgen, daß die kleine Emmy nicht erfahre, wie bedenklich es um ihren Vater ſteht. Sie ſetzte ſich mit der Gouvernante ins Einvernehmen und band es dieſer auf die Seele,

ja nicht dem Kinde von der Gefahr zu ſagen, in welcher nach dem Ausſpruche der Ärzte der Vater ſchwebte.

Als am Morgen die beiden Ärzte in Begleitung eines dritten Kollegen am Krankenbette erſchienen, fanden ſie zwar eine Erleichterung, aber keine Beſſerung.

Der Baronet begrüßte ſie mit den Worten: „Das Schiff geht unter, die Planken ſind morſch, da hilft kein Fäden mehr.“

Einer der Ärzte verſuchte dem Baronet die Lobesgedanken auszureden; da ſchrie er ihn an: „Ihr Herren Doktoren verſehet Euch darauf, den Leuten ein X für ein U vorzumachen. Schwache Weiber und Kinder mögt Ihr zum Narren halten, bei mir habt Ihr Euch aber gründlich verrechnet. Nehmen Sie es mir nicht übel, daß ich mir kein Blatt vor den Mund nehme, ich bin eben ſtarrköpfig und reizbar.“

Wüthlich richtete ſich der Kranke auf und ſagte zu den Ärzten: „Die Wahrheit will ich wiſſen! Muß ich heute ſchon gehen?“

Die Ärzte gaben ſeinem Leben nur mehr eine Friſt von höchſtens vierundzwanzig Stunden.

Vollkommen ruhig ſagte der Baronet: „Nun, dann ſoll ſofort um meine Tochter Mary telegraphirt werden.“

Seinem Wunſche, auch ſeine Gemahlin zu ſehen, mußten die Ärzte mit Rückſicht auf den der größten Schonung noch bedürftigen Zuſtand der Lady in zarterſter Weiſe widerſprechen.

„Wenn es ſein muß, dann ſei es denn,“ entgegnete der Baronet, ſich ruhig fugend, dann diktirte er ſelbſt die Depeſche an Lady Mary.

Als die Ärzte den ſterbenden Baronet verlaſſen hatten, begegnete ihnen auf der Treppe die kleine Emmy, welche ſie ſchon mit klopfendem Herzen erwartet hatte.

Freudig jauchzte ſie auf, als einer der Ärzte ihr ſagte, daß es dem Baronet jezt viel beſſer gehe, weil ſeine Schmerzen nachgelaſſen hätten und daß ſie jezt auf wenige Minuten zu ihm gehen dürfe.

Im Fluge hatte ſie das Krankenzimmer erreicht.

Ein glückliches Lächeln glitt über die Züge des Baronets, als er ſein Töchterchen vor ſich ſah, das ſeine Stirne und Hände mit unghäßigen Kiſſen bedeckte. Er ſtreichelte ihre Wangen und küßte ſie innig. Sein matter Blick gewann wieder Leben, als Emmy ihm erzählte, wie beſorgt die Mama um ihn ſei, wie ſie täglich mit ihr zu Gott bete, daß er den lieben Vater wieder geſund machen möge.

Dieſe Nührung erfaßte den Baronet bei dieſem Geſtändniſſe ſeines Kindes. Er fühlte, daß die Stunde der Trennung von ſeinen Lieben näher rückte und daß die Wahrheit von ſeinem Zuſtande ſeine liebende Gattin nicht erfahren dürfe. Er küßte noch einmal Emmy und ſagte dann: „Jezt, mein kleiner Enael, geh wieder zur Mama und bringe ihr und der kleinen Theerjacke in der Wiege einen herzlichen Kuß von mir. Sage Mama, daß ich mich jezt wieder wohler fühle, weil mich die Schmerzen nicht mehr plagen. Laß mich jezt allein, ich muß Ruhe haben.“

Noch einmal ſchloß er das Kind in ſeine zitternden Arme, dann ließ er das Haupt ermüdet in die Kiſſen zurücksinken.

Freudeſtrahlend brachte Emmy ihrer Mama die gute Nachricht von Papa. Lady Harcourt ahnte nicht, daß ihr Gemal bereits mit dem Tode rang.

Viertes Kapitel.

Ein trauriges Wiederſehen.

„Ein reitender Telegraphenbote hat eben dieſe Depeſche an Mylady überbracht,“ meldete Suzanne ihrer Herrin.

Sie öffnete rasch die Depesche und las: „London. Doktor James an Lady Mary Harcourt. Der Baronet of Harcourt ist gefährlich erkrankt. Kommen Sie sofort, wenn Sie ihn noch am Leben treffen wollen. Der Baronet wünscht auch, daß Sie Lady Bella Wilford mitbringen.“

Das Telegramm entfiel ihrer Hand, sie schluchzte laut auf. Ihre ganze Liebe für ihren Vater war in diesem Augenblicke wieder in ihrem Herzen erwacht.

Nur wenige Minuten währte die Betäubung, in welche sie diese Nachricht versetzt hatte, dann eilte sie rasch entschlossen zu ihrem Schreibtische hin und warf einige Zeilen an Bella auf ein Blatt Papier, in welchem sie der Schwester mittheilte, daß sie sie in einer Stunde in einem Wagen abholen werde. Sie möchte sich zur Reise nach London bereit machen.

Mit der Bestellung dieses Briefes wurde die alte Haushälterin betraut, welche auch im „Rothem Löwen“ einen Wagen zu besorgen hatte.

Noch vor einer Stunde waren die nöthigsten Vorbereitungen zur Reise getroffen und Lady Mary konnte mit Susanne den bereitstehenden Wagen besteigen.

Vor dem Hause ihrer Schwester hielt sie an, Dr. Wilford, der sie erwartet hatte, stand vor der Thür.

„Ist Lady Bella zur Reise fertig?“ fragte sie aufgeregt. „Bella ist leider abwesend, sie ist in Pembury auf Besuch bei Sir Morton. Da das Billet an sie nicht geschlossen war, so habe ich es gelesen,“ antwortete Wilford mit kalter Höflichkeit.

Im gleichen Tone erwiderte Mary: „Lady Bella darf die Gelegenheit, sich mit ihrem Vater zu versöhnen, jetzt nicht vorbegehen lassen; ich werde ihr von der Station aus telegraphiren.“

Mary verneigte sich, dann raste ihr Wagen zu der Station, wo Mary und Susanne den Expresszug nach London bestiegen.

Sie erreichten Covent Garden in den ersten Nachmittagsstunden.

Lady Mary wurde im Hause ihres Vaters schon von einem Diener erwartet, der sie zu dessen Gemächern geleitete.

Sie erinnerte sich an das prächtige Schlafzimmer ihres Vaters, welches sie selbst eingerichtet hatte, und wollte in dasselbe ihre Schritte lenken.

„Nicht hier, Mylady,“ sagte der Diener, „hier liegt Lady Harcourt, der Baronet hat jetzt das obere Stockwerk bezogen.“

Wie ein Stich ins Herz traf Mary diese Mittheilung. „Er, der Herr, aus seinen Zimmern verdrängt durch eine Miß Thomson,“ flüsterte sie erbittert vor sich hin. Eine Frage über das Befinden der Lady Harcourt kam nicht über ihre Lippen.

Als sie am ersten Treppenabfahre angelangt war, eilte ihr Emmy überalicht entgegen.

„Mary, bist Du es denn selbst?“ rief sie erstaunt. „Warum bist Du denn gekommen?“

Von dieser Begrüßung der kleinen Schwester gleichfalls aufs Höchste überrascht, antwortete Mary: „Ich bin gekommen, um Papa noch zu sehen. Ist denn keine Hoffnung mehr?“

„Keine Hoffnung mehr? Aber Mary, könnte ich denn so glücklich sein, wenn der arme Papa nicht schon viel besser wäre?“

Mary war verblüfft. Unten hatte ihr der Diener gesagt, daß die größte Gefahr sei, und nun sagte Emmy mit leuchtenden Augen, daß es dem Vater viel besser gehe. Was sollte sie glauben?

Dr. James war in diesem Augenblicke aus dem Krankenzimmer gekommen.

Als er Mary bemerkte, ging er auf sie zu und sagte: „Gewiß Lady Mary? Gestatten Sie mir, Mylady, erst mit der kleinen Dame hier ein Wort zu sprechen. Lady Emmy, ich muß Sie ersuchen, sich auf Ihr Zimmer zu begeben, denn das geringste Geräusch im Treppenhause könnte Mylord in der so notwendigen Ruhe stören.“

„Ja, ja, Dr. James, ich gehorche schon, aber ich sah meine Schwester Mary kommen und wollte ihr entgegengehen. Nicht wahr, Mary, wenn Du Papa besucht hast, so kommst Du zu mir und Miß Snow? Noch eine Neuigkeit muß ich Dir sagen. Seit drei Tagen ist ein kleines Brüderchen da, ein herziger kleiner Kerl, den Papa „kleine Eheerjade“ nennt.“

Nachdem Emmy sich entfernt hatte, wendete sich Mary mit anaen Fragen an den Arzt.

„Der Baronet ist dem Ende nahe,“ sagte er leise zu Mary, „wir müssen aber diese traurige Thatsache vor dem Kinde verbergen, weil es sie sonst sofort ihrer Mutter mittheilen würde, die noch sehr leidend ist.“

Mary neigte in stummem Schmerz das Haupt und trat in das Zimmer ihres Vaters. Der Baronet lag mit geschlossenen Augen in den Kissen. Seine fahlen Züge ließen das baldige Nahen des Todes errathen. Das Rauhen ihres Kleides weckte ihn aus dem Schlummer. Seine Augen leuchteten freudig auf, und er streckte seine Hände nach ihr aus. Mary sank vor ihm in die Kniee, ihre heißen Thränen benetzten seine Hand.

„Vater, mein Vater!“ rief sie schluchzend. Ihre Hoffnung, daß es ihr doch noch beschieden sein werde, den geliebten Vater zu pflegen, war bei dem Anblicke des Sterbenden geschwunden. In namenlosen Schmerz versunken lag sie an dem Bette, wie segnend ruhte die Hand des Vaters auf ihrem Haupte.

Mit leiser Stimme sprach nun der Baronet: „Beruhige Dich, Mary, wir müssen Alle in den Hafen einlaufen.“

„Verzeih' es mir, lieber Vater, wie ich damals von Dir schied.“

„Ich habe Dir mit meiner Heirath wehe gethan, Mary, aber ich ging sie ein, weil ich aus Sorge für Euch, meine Kinder, einen direkten Leibeserben haben wollte, weil ich nicht wollte, daß Ihr einst von der Laune eines Fremden abhängen solltet. Gott hat mir diesen Erben gegeben, er erhalte ihn Euch. Ich bereue es nicht, daß ich Eliza zu meinem Weibe machte, sie war mir eine treue und liebende Gattin, die sich glücklich geschätzt hätte, Deine Freundin zu sein.“

Mary schwieg.

Nach einer kleinen Pause fragte der Baronet, wo Bella sei. Mary klärte ihn auf und sagte, daß sie der Schwester telegraphirt habe, sie möge unverzüglich kommen.

(Fortsetzung folgt.)

[Nachdruck verboten.]

Noch etwas Neues über Herrenmoden.

Von Felix Poppenberg (Berlin).

In einem Punkte ist die Vorherrschaft des Mannes im Laufe der Jahrhunderte sicher von der Frau besetzt worden — im Kostüm. In den bilbergeschmückten Handschriften des Mittelalters, in den Dichtungen unserer mittelhochdeutschen Epiker hören und sehen wir vom strahlenden Glanz der Festgewänder edler Ritter, von goldgewirkten Stoffen, echten Spitzen, köstlichen Juwelen, kostbarem Brokat. Minutiös und langathmig wie ein Modebericht werden die Gewänder der Männer beschrieben, die Gastgeschenke, die sie auf ihren Fahrten erhalten von Königen und Fürstinnen. Und gegen den Prunk ihrer Gewandung tritt der Aufwand der Frauen erheblich zurück. Aus solchen Stellen geht hervor, wie viel für die Männer der Vergangenheit der äußere Schmuck bedeutete, wie viel Werth man auf die Pflege der Erscheinung gab. Und nichts Verächtliches scheint es gewesen zu sein, wenn ein Mann Schönheitsfuss und Kultus der Gewandung trieb; durchaus kein Zeichen von Oberflächlichkeit und flachem Sinn, wenn er sich schmückte und diesem Schmucke Zeit und Mühe widmete. Gerade die besten waren es, die am herrlichsten dahergingen. Und ihr Sinn fürzier und Kleid hinderte sie nicht, mit Geist und Schwert tapfer und tüchtig zu sein. Ja, es nahm überhaupt auch Niemand an, daß beide Dinge in einem entgegengesetzten Verhältniß stehen könnten.

Das ist gar sehr anders geworden. Eine merkwürdige Schämigkeit ist allmählich über alle Fragen männlicher Bekleidung gezogen. Man scheint völlig vergessen zu haben, daß auch im Kostüm des Mannes eine bestimmte Kultur sich ausspricht, daß die Mode auch bei ihm nicht Zufälligkeit, sondern Bedeutung hat. Eine merkwürdige Schämigkeit, die es als unwürdig eines ernstern Mannes betrachtet, sich mit der Bekleidungsfrage mehr als gerade nothwendig zu beschäftigen; ein Mißtrauen, das denjenigen, der sehr viel auf äußere Hülle giebt, von vornherein als oberflächlich ausrangirt. In Deutschland vor allem können die Meisten es überhaupt nicht fassen, daß ein eleganter Mann gleichzeitig auch ein bedeutender sein kann und auch umgekehrt.

Diese Anschauung hat sich gleichzeitig mit der Vereinfachung und Verblässung der modernen Männertracht gebildet. Seitdem die farbenprächtige Gewandung der Vergangenheit, Wamms, Rüstung, Mantel, Barett u. s. w., dem nüchternen Rock und Hut gewichen sind, seitdem ist die Meinung gemachsen, der Mann dürfe das Gebot, „sorge nicht, womit Du Dich kleidest,“ um keinen Preis verletzen.

Die französische Revolution hat die große Umwälzung auch in der Tracht bewirkt. Mit Buder, Kopf und Perrücke wurde aufgeräumt. Der schwarze Frack, der hohe Hut, das lange Beinkleid kamen auf. Und das Prinzip dieses Anzuges ist trotz der vielen Variationen während des Jahrhunderts dasselbe geblieben und scheint auch für die Folge unerschütterlich. Wir bleiben offenbar noch lange zur Farblosigkeit verdammt. Interessant aber ist es, zu verfolgen, welche Versuche man schon gemacht hat, die Monotonie dieses Fracks abzuwechselfeln zu beleben, wie man sich bemühte, aus den einfachen Mitteln, die zu Gebote standen, etwas zu machen.

Vor einigen Jahren hat sich in Oesterreich ein niedliches Wort gebildet, das diejenigen, die in ihrer Kleidung Excentricitäten fröhnen, als „Gigerl“ bezeichnet. Unsere Wigblätter haben uns diese Gigerl im Bilde vorgeführt. Sie sollen — nach diesen Porträts — ihre Handschuhe in dem umgeschlagenen Hofenrand tragen und was der drolligen Dinge mehr sind. In Wirklichkeit giebt es, was schon mehr als einmal nachgewiesen worden ist, solche Gigerln überhaupt nicht. In Oesterreich vielleicht vereinzelt. In Berlin habe ich noch nie eins mit Augen gesehen, und nichts scheint verkehrter, als jemand, der auf die Umhüllung seines äußeren Menschen etwas giebt, mit diesem abfälligen Namen zu titulieren.

Man kann sich doch eigentlich nicht vorstellen, daß ein Mensch, der seiner Wohnungseinrichtung, dem Komfort seiner Umgebung Liebe und Geschmack widmet, daß der sich kühl zu den Dingen verhalten soll, die ihm im wirklichsten Sinne am nächsten liegen, — seinen Kleidern. Unterschiede sind freilich auch hier. Während man in einem Intérieur ganz persönlich seine eigenen Ideen zum Ausdruck bringen kann, wird man in seiner äußeren Tracht Alles vermeiden, was als allzu auffallend und gesucht erscheinen könnte. Das Individuelle kann sich nur darin zeigen, daß der Geschmacksvolle sicher wählt, was in einer Mode für ihn sich eignet, was zu seiner Figur, seiner ganzen Persönlichkeit, seinem Beruf, seinem Verkehre paßt.

Unsere Tracht hat freilich etwas Uniformes. Bei feierlichen Gelegenheiten ist für jeden, welchem Lebenskreise er auch angehört, immer das gleiche Kleidungsstück geboten, und doch, welche Varianten lassen sich da finden zwischen dem Frack des Juristen, des Klaviervirtuosen, des Kommerzienraths und des Oberlehrers. Gerade weil nicht in großen markanten Zügen, sondern in kleinen Nuancen, denen ihre Schranken ganz eng gezogen sind, unsere Moden sich äußern, ist es interessant, sie Revue passieren zu lassen. Allerlei Kulturelles wird sich gewiß dabei ergeben.

Da zeigt es sich beispielsweise, daß — zweifellos als Erbe des steigenden Krieges — in Preußen in den siebziger und achtziger Jahren eine militärische Mode selbstständig neben der allgemein üblichen Tracht sich entwickelte. Die jungen Leute kultivierten sie, vor allem die Studenten. Wenn die deutschen Burschenschaften am Anfang des Jahrhunderts im Schnürrock mit umgeschlagenen Kragen gingen, so tragen sie jetzt die engen Offiziershosen mit Sprungriemen, einen knappen Rock, stramm in der Taille und hoch zugeknöpft. Der Ueberzieher war ein richtiger Militärmantel, hinten mit Mägel, vorn zweireihig geknöpft und innen mit Lama gefüttert. Auf dem Kopf trug man einen extra zu dem „schneidigen“ Kostüm komponirten hohen Hut mit gerader Krempe.

Jetzt ist es gerade umgekehrt. Die Uniform wirkt nicht mehr auf die Zivilmode, sondern nimmt ihre Nuancen wie Beinkleid- und Aermelweite, Rocklänge, Watteragon, aus der jetzt allgemein herrschenden englischen Herrenmode. In Geschmacksfragen regiert ja das Inland jetzt überhaupt. Der moderne Möbelstil kommt aus England und Amerika. Frankreich produziert auf diesem Gebiet absolut keine neuen Ideen; es beharrt konservativ auf seinen Louis XV. und Louis XVI.-Möbeln. England hat frische Anregungen aus den alten Reimen entwickelt. Und die ganze Welt, Frankreich eingeschlossen, wandelt auf seinen Pfaden. Wie man nun die grün gebeizten Eichenmöbel in ihren zierlichen erdachten Formen, das vornehme Mahagoni mit seiner Goldzier, die originell und apart in silberfirten Blau- und Blumen-

motiven bedruckten Velvets und indische Seiden aus dem großen Geschmacksinstitut von Liberty in London empfangt, so erwartet man auch die Anregungen für die Toilette der Herren von jenseits des Kanals.

In England ist die Autorität auf diesem Gebiet der Prinz von Wales, dem wir allerlei drollige Erfindungen für die Neubelebung der Mode verdanken. Er ist der Vater jenes reizvollen Kostümes, das sich nun schon über ein halbes Jahrzehnt gehalten und seine Existenzberechtigung noch nicht eingebüßt hat, des „Smoking“. Ein Kleidjames, geschmacksvolles Stück, das all die festliche Offenherzigkeit der blendendweißen Wäsche mit dem Frack gemeinsam hat, das aber, ohne in den ersten Schwung der feierlichen Schweiß des Schooses zu verlaufen, vorher lustig seine Existenz beschließt. Ein treffliches Interimskleid zwischen Gehrock und Frack, ein epigrammatisches Kleidungsstück.

Schade nur, daß es in Deutschland so oft mißverstanden wurde. Es ist, wie schon sein Name andeutet, ein etwas intimes Frack für das Rauchzimmer, für das Herrensouper, in unserem frackfeindlichen Heimathland vielleicht auch für das Theater. Es ist aber eins auf keinen Fall: ein offizielles Kostüm; dazu ist es zu geringfügig in seiner Mischung aus Regligé und Feierlichkeit. Zu Vormittagsbesuchen ist es also das ungeeignetste Möbel von der Welt. Daß es Genussmenschen giebt, die als Untergrund für den Smoking ein frühlingshelles Beinkleid wählen und sich womöglich dazu mit einer farbenfrohen, statt der zu diesem Anzug einzig vornehmen schwarzen Kravatte schmücken, kann man schauernd nur im Vorbeigehen erwähnen.

Der Smoking ist in England jetzt ziemlich entthront, in Frankreich hat er sich nie eingebürgert. Hier ist für den Abend von 6 Uhr an der Frack so absolut „de rigueur“, daß er einen anderen Gott kaum neben sich duldet. In Deutschland, wo der Frackträger der Mehrzahl der Bevölkerung immer noch eine Quelle gelinden Aufsehens ist, wird dies liebenswürdige, kleidsame und dabei nicht unbequeme Fest-Jäckchen nicht so bald entbehrlich werden.

Als das Interesse für den Smoking in England erloschen war, wendete man seine Liebe einem längere Zeit ziemlich gleichgiltig behandelten Kostüm zu, dem Ueberrock. Bei dessen Rehabilitation war Frankreich eifrig behilflich. War er doch die richtige Tracht für die Geschmackswelt, die man augenblicklich auch in der weiblichen Mode wieder aufleben ließ: die Welt von 1830. Wie die Taillen und Mousen der Frauen sich die bauchigen Puffärmel wachsen ließen, wie die Haare sich über die Ohren legten, so nahm auch der männliche Ueberrock die Form jener Zeit wieder an. Er bekam eine enge hohe Taille und verbreitete sich glockenförmig lang und länger nach unten, wo er mit Seitenfalten weit vom Körper abstand. Dazu fügte man die zweitreehige Weste und die Kravatte, die um den hohen Kragen zweimal herumgeschlungen wurde, ehe man sie vorn entweder in eine Schleife oder in einen breiten Umschlagknoten band. Solche Extreme der Mode halten sich nie lange und werden sofort eingedämmt. Die übermäßige Länge des Rockes ist seitdem stark gekürzt worden und reicht kaum noch übers Knie. Die Verbreiterung der Schöße ward gemildert, blieb aber in bescheidenem Maaß, weil der Schoos in dieser Form doch netter aussieht, als wenn er langweilig gerade wie ein Sack herunterfällt. In dieser Gestalt wird er wohl, offen getragen oder zugeknöpft, sich vorläufig in der Gunst erhalten.

Unsere augenblickliche Mode ist überhaupt, so weit sie es in den engen Schranken ihrer Mittel kann, geschmacksvoll, einfach und vornehm. Man trägt im Winter fast ausschließlich die eleganten schwarzen oder ganz diskret melirten Cheviots. Entweder den einreihigen Rock mit mäsig langen, vorn abgerundeten Schößen oder den Oberrock. Der Frack hält sich von allen Aufhängigkeiten, wie z. B. dem unfeinen Sammetragen, den unschönen Sammetarmausschlägen, wieder gänzlich fern. Seine Hauptwirkung liegt in dem eleganten knappen Sitz, der die Linien des Körpers modellirt. Das einzige Zugeständniß an äußeren Schmuck ist das Seidenrevers, das die ganze Aufschlaglappe bedeckt, aber ganz diskret gehalten sein muß und sich durch seine Farbe und Mustrierung kaum von dem Satintuch des Frackes unterscheiden darf.

Eine hübsche Errungenschaft der neuen Mode war die Wiedereinführung der selbst zu bindenden Kravatten, deren Herrschaft seit Jahren jetzt feststeht. Darin liegt Schönheitssinn und Stillegefühl, daß man sich nicht mehr einen fertig genähten, uniform hergestellten Knoten, eine Atrappe um den Kragen schnallt, sondern daß man sich seinen Schlips, wie es in der Natur der Sache liegt, selber knüpft. Die Fagon erhält — freilich muß

men die Sache erfasst haben und mancher lernt's nie — dadurch etwas loses, freies und ungenügendes, nach eigener Wahl entstandenes. Und die Persönlichkeitsfanatiker können vergleichende Studien an der individuellen Kravatte machen.

Hübisch ist auch der weiche, fleidsame Hut, den der Prinz von Wales kreirt hat und der immer mehr die häßlichen steifen Filzhelme verdrängt. Er ist dem Kopf konformer und hat mit seinem breiten, fest und solid gearbeiteten Rand, der die Fäçon gut hält, etwas Flottes und Fesches. Daß die Moden nicht der Anfalligkeit unterworfen sind, sondern gewissen inneren Gesetzen, daß sie sich den Zeitströmungen anbequemen, läßt sich immer wiedererkennen. Das Kostüm der letzten fünf Jahre hat zweifellos im Vergleich zu der vorangegangenen Mode die Tendenz der Natürlichkeit, des Ungekünstelten. Bei keinem anderen Stück der Straße läßt sich das leichter feststellen, als — am Spazierstock. Früher waren die Stöcke Produkte subtilster Fertigkeit, die kostbaren Eisenbeschmügereien, getriebene Gold- und Silberknöpfe, kostete Porzellanfrüchten machten die Stöcke zu foketten Sonntagsobjekten. Jetzt duldet die Mode ausschließlich Naturstöcke, originelle Hölzer aus England und Schottland, die meistens im Griff krummstabförmig gebogen werden. Man verzehrt sie mit geflochtenen Silberringen, Silberknöpfen, aufgelegten Monogrammen. Den reizvollsten Schmuck aber, der zugleich am charakteristischsten den naturalistischen Zug unserer Mode spiegelt, giebt der chemische Niederschlag einer Silberlösung auf den Griff, derart, daß die Maserung und Formation des Holzes völlig in Silber wiedererscheint.

Der unterdrückte Farbensinn hat sich manchmal schon empört. Vor drei Jahren machte der bunte Frack einen Vorstoß, er erschien in den Schaufenstern in grüner Pracht mit Sammetrevers und braun mit schwarzen Aufschlägen. Er fand keine Gegenliebe. Der einzige in Berlin, der ihn trug, war ein Schriftsteller, der mit ihm das Aufsehen suchte, das sein Roman ihm nicht bringen wollte. Er soll aber den braunen Frack mit einem bösen Fluch für immer verschlossen haben, als einmal in einer Gesellschaft noch mehrere Andere im gleichen Kleid und gleicher Fier erschienen, diese Anderen aber waren die Vorebedienten. Bei der schwarzen Gesellschaftstracht bleibt es zweifellos. Der Farben- und Kostümsinn hat sich eine andere Domäne ausgesucht, auf der ein fruchtbares Wirkungsfeld fand, die Sport- und Strandtracht.

Im Sommer regiert die Farbe. Die weißen Flanellanzüge, die farbigen, weiten Hemden, die breiten Gürtelschärpen, über die sich das Hemd, von keiner Weste gehalten, blusenartig haucht; die kurzbofige, englische Touristentracht mit ihren bunt geringelten Strümpfen, der flotten Joppe, der faltigen, vornüber geklappten Mütze aus dem gleichen Stoff wie der Anzug, besitzen die Reize der freieren, originellen Kostümtracht, die uns leider verloren gegangen ist.

Allerlei.

RS. Wichtigere Gedenktage im März 1897. Am 3. ist der 100jährige Geburtstag des deutschen Wasserbau-Ingenieurs G. L. Hagen (geb. 3. März 1797 in Königsberg, gest. 3. Febr. 1884 in Berlin); am 9. der 200jährige Geburtstag der Schauspielerin Karoline Neuber (geb. 9. März 1697 zu Reichenbach im Voigtland, gest. 30. Novbr. 1760 zu Laubegast bei Dresden); am 14. der 250jährige Gedenktage des Waffenstillstands von Ulm, welcher als Vorläufer des westfälischen Friedens gegen Ende des 30jährigen Krieges zwischen den Schweden und Franzosen einerseits und den Bayern andererseits abgeschlossen wurde (14. März 1647); am 15. der 100jährige Gedenktage der Schlacht am Tagliamento in Oberitalien, wo Napoleon Bonaparte über die Oesterreicher siegte (16. März 1797); am 18. der 100jährige Todestag des deutschen Dichters Dr. W. Götter (geb. 3. September 1746 in Gotha, gest. 18. März 1797 ebendort). Ferner fällt auf den 19. der 100jährige Geburtstag des preussischen Generals W. v. Radziwiłł (geb. 19. März 1897 in Berlin, gest. daselbst am 5. August 1870); auf den 22. der 100jährige Geburtstag Kaiser Wilhelms I. von Deutschland (geb. 22. März 1797, gest. 9. März 1888); auf den 24. der 100jährige Geburtstag des preussischen Staatsmanns Fr. v. Fürstenberg (geb. 24. März 1797 zu Herdringen bei Arnoldsberg, gest. 20. Dezember 1859). Schließlich haben wir den 27. als 200jährigen Geburtstag des englischen Malers und Kupferstechers W. Hogarth (geb. 27. Febr. oder nach Anderen 10. Dezbr. 1697

Berantwortl. Redakteur: Dr. Walther Gebensleben. Notationsdruck und Verlag von Otto T h i e l e, Halle (Saale), Leipzigerstr. 87.

in London, gest. 26. Oktober 1764 in Chiswick); und den 31. als 350jährigen Todestags des König Franz I. von Frankreich (geb. 12. September 1494, gest. 31. März 1547).

Das Opium bei den Chinesen. So oft in Europa von Opium und seinem schädlichen Einfluss auf das chinesische Volk die Rede ist, denkt jedermann dabei hauptsächlich an das Rauchen. Dagegen ist eine andere Folge des ungehinderten Verkaufs von Opium im Reiche der Mitte mehr oder gar nicht im Abendlande bekannt. Das ist die erschreckliche Zunahme der Selbstmorde durch Verschlingen von großen Dosen Opium. Diese Art, seinem Leben freiwillig ein Ziel zu setzen, ist bei den Chinesen mehr beliebt als jede andere. Admiral Ting und mehrere andere hohe Offiziere endeten in Wei-Hai-Wei auf solche Weise, als dort Alles verspielt war. Unter dem gewöhnlichen Volke geben sich viele Menschen aus Gründen, die uns oft seltsam genug vorkommen, den Tod. Bekannt ist es, daß dies manchmal aus Nachsicht geschieht, weil in China Jedermann in große Unlegenheiten kommt, vor dessen Hausthür sich ein Mensch entleert hat. Gar nicht selten suchen auch von ihren bösen Schwiegermüttern gar zu sehr gequälte junge Frauen — in China wohnen verheiratete Söhne meistens vorläufig im Hause des Vaters — sich dadurch an ihnen zu rächen, daß sie sich das Leben nehmen. Das ist denn allerdings eine empfindliche Strafe für die Alte, aber aus ganz anderen Gründen, als Abendländer annehmen werden. Denn vom Selbstmord einer jungen Frau wird äußerlich wenig Aufsehens gemacht. Wohl aber verliert die Schwiegermutter in Folge dessen viel an Ansehen in der Familie. Die unheimlichste Folge für sie ist jedoch der Umstand, daß der Geist der Verstorbenen sie nun auf Schritt und Tritt verfolgt. Eine junge Frau, die es nicht mehr aushalten kann, findet daher in dem Gedanken, die Alte später ihrerseits nach Herzenslust quälen zu können, einen nicht geringen Anreiz zum Selbstmorde.

Die Schrüllen eines berühmten Komponisten. Der berühmte Komponist der „Cavalleria rusticana“ und des „Freud Freig“, Pietro Mascagni, hat eine höchst merkwürdige Leidenschaft für Taschenuhren, deren er nicht weniger als drei beständig in seinen Taschen spazieren führt. Eine dieser Uhren ist eine kostbare Repetiruhr, welche das Monogramm des Besitzers in Brillanten auf der Deckkapel trägt, und die ihm einst von einem vornehmen italienischen Klub verehrt worden ist. Die zweite, in einfacherer Ausstattung, ist eine silberne Remontoiruhr mit zwei ineinanderliegenden Kreisen von Ziffern, von denen der eine die Stundenzahl von 1—12, der andere die von 1—24 enthält. Die dritte ist eine ungeheuerliche, plumbe Nickeluhr von etwa fünf Zoll Durchmesser oder dem dreifachen Umfange einer gewöhnlichen Taschenuhr. Dies Monstrum stammt aus Cerignola, wo der Komponist Jahre hindurch gelebt hat. Warum er alle drei Uhren trägt, ist ein ungelöstes Räthsel und Herrn Mascagni selbst noch nicht ganz klar geworden.

Ringe an den Behen. Alles kommt wieder. Auch die Beiten, da die Frauen Ringe an den schönen, schlanken, weißen Behen trugen, fand wieder da — in England wenigstens. Tadellose Füße sind allerdings „Mode“ geworden, seit Du Maurier seine „Trilby“ schrieb. Leider kann man sie nicht zu allen Tageszeiten unbekleidet zeigen. Selbst des Abends wagt man noch nicht, die verblühenen Strümpfe bei Soireen abzulegen. Man begnügt sich vorläufig damit, sie zu Spinnweben zu verdünnen. Wann ist nun die beste Gelegenheit, die herrlichen Behenringe zu tragen, welche mit Diamanten und Rubinen besetzt, in den Läden der Juweliers prangen? — Die englischen Mode-Damen haben bis jetzt keinen passenderen Ort und keine passendere Zeit dazu entdeckt als in den neu geschaffenen — türkischen Bädern. Da wandeln sie, mit Behenringen geschmückt, einher, leider nur von ihren Geschlechtsgenossen bewundert. — Ja ... Alles kommt wieder ...

Vom Büchertisch.

An dieser Stelle werden alle eingehenden Bücher und Proschriften veröffentlicht. Besprechungen nach Auswahl vorbehalten. — Ludwig XIV. in Bild und Wort. Mit ca. 550 Textillustrationen, Vollbildertafeln, Karikaturen und Autographen. Nach den berühmtesten Malern, Bildhauern und Stechern damaliger Zeit von Enil Bourgeois, übertragen von Oskar Warischall von Bieberstein. Lieferung 8 bis 12 à 60 Pfennige. Verlag von H. Schmidt u. C. Günther in Leipzig. Die bekannte Verlagshandlung, welche sich bereits mit der Herausgabe mehrerer das Leben Napoleon I. behandelnder Werke rühmlichst hervorgethan hat, bietet mit diesem Lieferungswerke dem deutschen Volke für einen äußerst wohlfeilen Preis wiederum eine ganz hervorragende literarische Gabe. Die vorliegenden Lieferungen 8 bis 12 enthalten nicht weniger als 10 Voll- und 78 Textbilder. Wer sich für die Geschichte jener Zeit interessiert, dem sei das kostbare Werk angelegentlich zur Anschaffung empfohlen.